Begeistert von Lösungen im ‘Hier und Jetzt’

Professorin Barbara Zimmermann forscht und lehrt an der hochschule 21 in Buxtehude. Die Medizinerin ist fasziniert von der Frage, wie theoretisches Wissen noch nachhaltiger in der Praxis umgesetzt werden kann. Seit vielen Jahren beteiligt Sie sich an den LINGA Wochen in ganz Niedersachsen.

Prof. Barbara Zimmermann, Quelle: hochschule 21

Frau Professor Zimmermann, einer Ihrer Forschungsschwerpunkte ist die Versorgungsforschung. Welche Herausforderungen sehen Sie auf unser Gesundheitssystem zukommen?

Sie kommen nicht nur auf uns zu, wir sind schon mittendrin in den Herausforderungen. Es passieren mehrere Dinge gleichzeitig: Der Anteil älterer Menschen in der Bevölkerung nimmt zu. Sie haben häufiger mehrfache Erkrankungen, deshalb nimmt der Bedarf an medizinischer Versorgung zu und verändert sich auch qualitativ. Gleichzeitig geht eine große Zahl an Fachleuten in medizinischen Berufen in den Ruhestand und es stellt sich die Frage, wie wir ihr Wissen erhalten können. Zudem führt die Taille in unserer Bevölkerungsstruktur zu einem gravierenden Nachwuchsmangel bei den Fachkräften, und zwar europaweit. Wir können nicht einfach aus unseren Nachbarländern Fachkräfte rekrutieren, ohne dann dort eine Schieflage in der Versorgung zu riskieren.

Wie gelingt es ihnen die Studierenden für die Bedarfe älterer Menschen zu sensibilisieren und sie damit auf ihre berufliche Tätigkeit vorzubereiten?

Kaum jemand im Studierendenalter denkt gerne über sein eigenes Älterwerden nach. In der Begegnung mit Älteren begeistern sie sich aber dafür, deren Probleme im Hier und Jetzt zu bearbeiten und Lösungen zu finden. Junge Menschen erleben die Älteren heute oft nicht mehr zu Hause, weil Familien über ganz Deutschland oder die Welt verstreut leben. Wir bieten ihnen deshalb im Studium reichlich Gelegenheit für Begegnungen und Austausch mit älteren Menschen. Dabei müssen wir auch die Formate der Lehre auf die heutige Generation Studierender ausrichten: In der Projektarbeit, auf Exkursionen und im Austausch mit anderen öffnen sie sich für neue Perspektiven.

Die LINGA Wochen sind dafür ein gutes Beispiel. Ich beobachte regelmäßig, wie die Studierenden im Austausch zwischen den Generationen aufgehen und wie motiviert sie sind, konkrete Lösungen zu erarbeiten. Das Selbst-Erleben ist ein mächtiger Lernverstärker.
Und die Älteren bringen den Studierenden viel Wertschätzung entgegen. Übrigens: Rund drei Viertel meiner Studierenden entscheiden sich für ein geriatrisches Betätigungsfeld in ihrem späteren Beruf.

Im Rahmen der LINGA Wochen kommen Studierende verschiedener niedersächsischer Hochschulen zusammen und arbeiten gemeinsam in Projekten. Was bedeutet dieser Blick über den Tellerrand für die Studierenden?

Sie erleben oft, dass Studierende an anderen Standorten ähnlich gelagerten Problemen begegnen, wie sie selbst - und manchmal ganz andere Lösungsansätze verfolgen. Am wichtigsten ist wohl, dass sie Kontakte untereinander knüpfen.

Gilt das auch für die Hochschulmitarbeitenden?

Aber ja! Ohne die LINGA Wochen hätte ich vielleicht nie meine Kolleginnen von der Hochschule Vechta kennengelernt, oder den Pflegeroboter der Hochschule Oldenburg. Viele Kontakte, die während der LINGA Wochen entstanden sind, bestehen bis heute und immer wieder entstehen daraus gemeinsame Projekte und Initiativen.

Die LINGA Wochen bringen nicht nur verschiedene Hochschulen zusammen. Auch der Austausch mit unterschiedlichen regionalen Partnern bereichert die studentischen Teams. Interdisziplinarität ist ja in der Forschungslandschaft geradezu ein Buzzwort…

Und sollte angesichts des demographischen Herausforderungen ein MUSS-Wort werden! Es gibt kein Problem, das sich von einer einzelnen wissenschaftlichen oder beruflichen Disziplin allein lösen lässt. In den LINGA Wochen erleben viele Studierende zum ersten Mal, wie bereichernd der Austausch mit Fachleuten anderer Disziplinen sein kann.

Das gemeinsame Wissen ist mehr als die Summe der Fachwissen?

Ja, wenn wir aus verschiedenen Perspektiven auf dasselbe Problem blicken, entsteht neues Wissen. An unserer Hochschule bringen wir Studierende verschiedener Fachrichtungen in

Projekten oder Modulen zusammen. Nur wenn wir jetzt ihr interdisziplinäres Verständnis fördern, können wir später von ihnen erwarten, dass sie im Berufsleben die Sichtweisen anderer akzeptieren und integrieren. Das fängt schon bei der sprachlichen Verständigung an. Damit Prozesse in unserer Gesellschaft und im Gesundheitssystem reibungsarm laufen, müssen sich etwa Pflegedienste und Klinikärzte miteinander verständigen können, Bauingenieure mit Psychologen, Elektrotechniker mit Gerontologen… Studierende haben keine Scheu vor diesem Austausch, sie sind von sich aus neugierig. Sich einmal persönlich kennengelernt zu haben, öffnet die Tür dafür, später wieder ins Gespräch zu kommen. Und wenn dann erst Menschen ganz verschiedener Berufe wie Mauerer und Pflegende sich zusammensetzen, um beispielsweise Anpassungen im Wohnbereich gemeinsam zu erörtern, haben sie viel Spaß und es fließt wichtige Information. Erst kürzlich konnte ich miterleben, wie Demenzexperten gemeinsam mit Bauingenieuren ein Klinikgebäude konzipierten: Um den Patienten, die häufig eine großen Bewegungsdrang haben, Freiraum zu geben, entwarfen sie einen kreisrunden Bau. Dort können Demenzerkrankte bei Bedarf nun im wahrsten Sinne des Wortes ihre Runden drehen.

Entstehen im Aufeinandertreffen verschiedener Disziplinen neue Berufsbilder?

Ja, das ist sogar nötig. Und es geschieht auch schon. In einem BMBF-geförderten Projekt haben wir dafür die Idee der Pflegelotsen entwickelt, die in manchen Kommunen heute tätig sind. Sie sind qualifiziert, Menschen zu beraten, die kurz- oder längerfristig pflegebedürftig werden. Da gibt es viel zu wenig Informationsfluss: Wo können Sie welche finanziellen Mittel beantragen, wie kann ein Umbau realisiert werden, welche Hilfsmittel stehen zur Verfügung? Es braucht eine Person, um Betroffene durch diesen Dschungel zu lotsen. Ebenso wurden auch neue Studienausrichtungen oder Weiterentwicklungen von Studiengängen an den Schnittstellen zwischen den klassischen Studienthemen, wie zum Beispiel Gebäudetechnik und Medizintechnik notwendig.

Reagiert die Hochschullandschaft mit ihren Themenportfolios angemessen auf die Herausforderungen des demographischen Wandels?

Wir hätten vielleicht noch mehr Motor der Entwicklung sein können… Aber früher hätte uns womöglich keiner zugehört. Dann hätten wir Studierende mit Berufsbildern ausgebildet, für die der Markt gar nicht vorbereitet gewesen wäre. Insofern: ja, wir reagieren jetzt zum richtigen Zeitpunkt. Was in der Hinsicht sehr gut funktioniert, ist der Austausch der Hochschulen mit der Wirtschaft und mit Einrichtungen des Gesundheitssystems. Wir sollten uns aber auch untereinander noch viel stärker miteinander vernetzen. Manchmal geht es dabei auch darum, vorhandene Lösungen und ihre Anwender zusammenzubringen. Das war zum Beispiel im Bereich Ambient Assisted Living der Fall. Die Industrie holte sich Inspirationen aus der ganzen Welt, doch die Produkte trafen hier

auf einen Markt, der gar nicht bereit dafür war. Es brauchte Anwender und Multiplikatoren. Wir haben dann Weiterbildungsangebote für Angehörige des Handwerks und für Pflegekräfte entwickelt.

Werden Pflegeberufe zunehmend akademisch geprägt?

Es wäre sinnvoll, wenn auch in Deutschland Berufsbilder differenzierter betrachtet würden: Die Arbeitstätigkeiten können prozessorientiert an unterschiedlich weit ausgebildete Menschen in der Pflege verteilt werden. So könnten auch Menschen mit geringeren Bildungsabschlüssen in der Pflege unterstützend aktiv sein. Grundsätzlich halte ich es aber dann für richtig und wichtig, dass Menschen, die unsere Gesundheitsversorgung der Zukunft garantieren sollen, eine akademische Ausbildung erhalten, damit sie den Verantwortungen, die sie zu tragen haben, gerecht werden können. Denken Sie zum Beispiel an den ländlichen Raum, da ist eine Pflegekraft in kritischen Situationen womöglich auf sich alleine gestellt und muss Entscheidungen treffen, die über Leben und Tod entscheiden können. Dafür muss die Person fachlich extrem gut ausgebildet sein. Außerdem zählt heute Fachwissen aus der BWL für die selbstständige Unternehmensführung, im Qualitätsmanagement, oder im Abrechnungswesen, um als Pflegedienst reibungslos mit Kliniken zusammenzuarbeiten. Die duale Ausbildung, die Studierende bei uns erhalten, bietet eine fundierte Grundlage. Und unser Umfeld hier in Niedersachsen bietet uns als kleine Hochschule viele Möglichkeiten: Wir setzten sehr flexibel studentische Projekte um und können uns aktiv in kommunale Prozesse einbringen. Viele Studierende lernen dadurch Menschen in der Region kennen, finden Arbeit und bleiben langfristig hier.

Wenn von medizinischen und Pflegekräften von morgen die Rede ist, wird oft betont, wie wichtig es ist, ihre digitale Kompetenz zu stärken - wie gelingt das?

Der digitale Ausbildungsstand ist in Deutschland sicher schlechter als er sein sollte. Es gibt aber inzwischen gute Bildungs- und Weiterbildungsangebote um die Akzeptanz digitaler Produkte zu erhöhen.
Für mich steht allerdings die ‘Kompetenz’ im Vordergrund. Nur weil jemand ein Smartphone bedienen kann, ist sie oder er noch nicht digital kompetent für Gesundheitsanwendungen!
Die Curricula werden stark darauf ausgerichtet, digitale Tools wie Algorithmen der künstlichen Intelligenz in die Anwendung zu bringen. Ein Beispiel dafür sind selbst-befundete Röntgenaufnahmen. Diese Ausrichtung birgt das Risiko, dass wir die Reflexionsbereitschaft der angehenden Fachleute quasi gen null steuern. Entscheidend ist, die Studierenden in die Lage zu versetzen, kritisch zu reflektieren: Welche Entscheidungswege stecken hinter einer digitalen Anwendung? Welchen Mehrwert hat sie? Wo sind ihre Grenzen, welche Fehlerquellen gibt es und

wie kann ich die Ergebnisse überprüfen? Wir müssen sie dahingehend ausbilden, dass sie immer mitdenken. Das Gehirn funktioniert auch ohne Strom, und im Notfall trifft der Mensch kritische Entscheidungen - das sollten nicht Geräte übernehmen. Digitale Kompetenz bedeutet für mich also die Fähigkeit, digitale Anwendungen kritisch in die Arbeit zu integrieren. An der richtigen Stelle eingesetzt, geben sie den behandelnden Menschen Freiraum, sich beratend mit dem Menschen auseinanderzusetzen, den sie vor sich haben. In Deutschland tun wir uns immer noch schwer damit, 'hybrid zu denken'…

…digitale Formate und Anwendungen also als technisches Vehikel zu betrachten für gut durchdachte, fachlich fundierte Lösungen?

Ja. Gut umgesetzt können sie menschliches Handeln unterstützen, aber den Menschen niemals ersetzen. Denken Sie nur an das Problem des Wissensverlustes auf dem Arbeitsmarkt, das wir vorhin angesprochen haben…

…die Tatsache, dass jetzt und im kommenden Jahrzehnt zahlreiche Fachleute in den Ruhestand gehen.

Dieses Problem betrifft alle, kleine und große Unternehmen ebenso wie unser Gesundheitssystem. Und es ist nicht mit digitalen Datenspeichern zu lösen. Kein Mensch kann sein Erfahrungswissen aus Jahrzehnten in einen Computer eintippen. Und wer sollte das lesen? Die Weitergabe von Wissen muss zuallererst menschlich begleitet sein, unterstützend können digitale Tools zum Einsatz kommen.

Die Studierenden der LINGA Wochen 2022 haben erkannt, wo das eigentliche Problem liegt: Auch wenn Menschen, die in den Ruhestand gehen, oft einen großen Wunsch haben und hoch motiviert sind, ihr Wissen weiterzugeben - sie finden gar keinen Ort, wo sie das tun können. Unter dem Titel „Wenn das Wissen in Rente geht – Erfahrungsschatz Alter" haben die Teilnehmenden Ideen dafür entwickelt, wie solche Orte geschaffen werden können - durch Workshops, einfache Wege der Kontaktaufnahme und auch ganz konkret durch die Einrichtung von Räumen der Begegnung. Das zu beobachten war sehr erfüllend.
Die Vernetzung und Kontaktaufnahme kann dabei durchaus digital unterstützt sein. Wir konnten während der LINGA Wochen unter Pandemiebedingungen aber selbst beobachten, wie wichtig ein persönliches Kennenlernen für die Bindung zwischen den Beteiligten ist. Daraus ist das hybride Format entstanden, in dem die LINGA Wochen 2023 stattfinden werden: Es gibt eine Auftaktveranstaltung in Person, gefolgt von einer zweiwöchigen online Arbeitsphase und einem 48-Stunden-Sprint in Person zum Abschluss.

Welche besonderen Aufgaben sehen Sie in Städten und in ländlichen Räumen - gerade im Flächenland Niedersachsen?

In den vergangenen Jahrzehnten sind junge Menschen vermehrt in die Städte gezogen und haben ihre Arbeitskraft und Expertise mitgenommen. Zurück bleiben in den ländlichen Räumen viele ältere Menschen, denen vielerorts die Versorgung fehlt: Pflege, Physiotherapie, Psychotherapie. In den Metropolregionen ist der Druck etwas weniger zu spüren. Sie müssen meines Erachtens die Peripherie mitversorgen, auch, um der fortschreitenden Entwicklung entgegenzuwirken. Menschen ziehen eben dorthin, wo Bildung und Gesundheit angeboten werden.

Was können die Hochschulen beitragen?

Im Projekt „Landgang“ zum Beispiel, das mit Partnern aus dem Landkreis Stade und der hochschule 21 entwickelt wurde, werden Studierende aus der Stadt für Praktika und Teile ihrer fachärztlichen Ausbildung in Praxen auf dem Land vermittelt. Wir wollten ihnen zeigen: Das Land als Lebensraum ist interessant! Viele Studierende waren tatsächlich sehr angetan.

Die LINGA Wochen haben verschiedene Aspekte des ländlichen Lebens immer wieder thematisiert - Versorgung, Mobilität, Gesundheit…

…und manche Lösungen, die für das Land entwickelt wurden, haben möglicherweise Impulse in die Städte gegeben! In Hamburg wurde zum Beispiel ein barrierefreier Taxidienst eingerichtet. Der bezahlbare Transport ermöglicht beispielsweise Rollstuhlfahrenden die Teilhabe an kulturellen Veranstaltungen und gesellschaftlichem Miteinander. Vorbild dafür war eventuell der Rufbus, den Studierende in den LINGA Wochen 2015 für ländliche Räume erfunden haben.

Grundsätzlich ist es wichtig, dass wir die Menschen dort aktivieren, wo sie sind - ob in der Stadt oder auf dem Land. Eine Zielgruppe sind Senioren auf dem Land: Viele 60- oder 70-jährige sind total fit, haben Zeit, sich einzubringen und lassen sich für ein Engagement in ihrer Umgebung faszinieren. Diese Menschen können zum Beispiel manche aufsuchenden Dienste leisten, für die auf dem Land sonst die Arbeitskräfte fehlen. So leisten sie wichtige Beiträge dazu, das Leben auf dem Land zu gestaltet. Wir wollen Menschen ermöglichen, an ihrem angestammten Ort zufrieden alt zu werden.

Das Interview führte Dr. Ulrike Schneeweiß